

DER WELT SPIEGEL

Illustrierte Halbwochen-Chronik

des Berliner Tageblatts



Die Mode in Paris.

Von M. de Sapier, Paris.

Siehe 3. Aufnahme von Felix, Paris, auf Seite 3.

Die Mode oder vielmehr die Moden bieten dieses Jahr, was jede Frau wünscht. Keine strenge Uniform, sondern bunte Anarchie. Das drapierte Kleid, dessen Renaissance ich vor einigen Wochen hier prophezeite, kehrt wirklich wieder. Aber nur das Prinzip ist beibehalten; es wechseln die Formen, in denen es sich ausdrückt. Nichts mehr von den spießbürgerlichen „Massungen“, die den Stoff vorn straff spannen, um seine Falten hinten einer häßlichen „Tunniere“ aufzubauschen. Ich sah bei einigen Schneidern Roben von sehr weichem Stoff; sie sind weitgeschritten, die Taille ist kurz, aber die Falte des Stoffes sinkt nicht lässig auf den Boden; sie ist in mannigfaltigen Bewegungen aufgenommen. Man sieht Nachahmungen des altdeutschen Gretchenkleides und der Trachten vom Hofe Karls des Kühnen. Die Röcke sind oben sehr weit; oft wird der Stoff unten herum von einem breiten Streifen von anderem Stoff gestützt. Auch kurze Faltenröcke erscheinen wieder. Aber manche Meister billigen dies nicht und begünstigen andere Formen: die Taillen sollen länger werden, die Röcke sehr flach, die Säcken sehr lang und wenig anliegend. Man sieht: es ist für Abwechslung gesorgt.

Leichte Gewebe stehen allenthalben in höchster Gunst: sehr dünne Kaschmirs, feines satiniertes Tuch, leichte Serge. Bei allen großen Schneidern ist die Robe — mag es sich nun um die Prinzess-Form oder um zweiteilige Kostüms handeln — aus demselben Stoff wie das Jackett, die Abendgote oder der Mantel. Die Blusenform wird selten. Immer ist auch das Oberteil des Corsetts und der Ärmel durchbrochen — Lüll oder Spitzen — und läßt die höchst elegante Wäsche sichtbar werden. Alles, was jemals Mode war, ist heute wieder Mode und kann getragen werden — wenn es die Trägerin kleidet.

Ganz neue Stoffe für das Frühjahr sind die seidernen Sergeen und die wollenen Gamme. Von Farben werden die kräftigen Töne bevorzugt, sogar für die Straße und für das Genre Tailleur.

So sah ich ein Tailleur-Kostüm aus gelber Seidenserge mit japanischer Stickerei; das sehr lange Jackett an der Seite geknüpft, mit japanisch gestickten Aufschlägen. Höchst elegant fand ich eine Prinzess-Robe von rotem Kaschmir. Das Oberteil des Corsetts bestand aus rot gefärbten Spitzen. Die lange Abendgote, gleichfalls von rotem Kaschmir, ist mit metallenen Knebeln geschlossen. Als einziger Schmuck dienen dann große Metall- oder Perlenknöpfe; die Säcke ist weniger lang, aber sehr weit. Originell ist eine Prinzess-Robe von schwarz-weiß-kariertem Wollstoff mit gelber Stickerei am Corsetts und weichem Lüllensatz. Zur Robe gehört ein kleiner, ärmelloser Bolero von gleichem Stoff, der das Ensemble vervollständigt. Die langen, sehr anliegenden Ärmel weisen feinen Knopfschluß ums Handgelenk auf. Lustig und duftig ist ein solches Kostüm aus Seidenmuffelin — ich sah eines in Marron, eines in Grün — mit einem Jackett aus schillerndem Seidenmoiré gleicher Nuance. Eine hochelegante Prinzess-Robe zeigt gelbe Stickerei auf mauvefarbenen Fond und weißen Lüllensatz. Der Stoff ist mauvefarbene Wolletamine.

Schöpfer all dieser schönen Sachen ist der große Schneider Béchoff-David. In seinen Ateliers bemerkte ich eine Tendenz der Rückkehr zur längeren Taille.

Die Ärmel-Roben sind meist von sehr starkem Gewebe, die Farben grau, gelb — matt- bis schwefelgelb — grün.

Die Jacketts sind sehr lang, oft an der Taille durch einen aufgeschickten Gürtel unterbrochen. Dit wird auch ein wirklicher sehr breiter Ledergürtel getragen, ziemlich tief herum, durch dessen Gezogeten. Die Rockschlässe werden meist lackiert, oft seitwärts, selten hinten. Ein origineller Schluß ist folgender: der Rock von starkem Luffor ist an der Seite durch eine seidene Schnur geschlossen, die sich durch große, seidenumstickte Taschen schlingt.

Auch für die Tailleur-Robe kann man den Triumph der starken Farben ankündigen. Ich sah eine solche in Grasgrün mit schwarzen Knopfgarnituren und schwarzem Kragen, eine andere in einem roten, an die Farbe frischer Butter erinnernden Gelb. Das sehr lange Jackett ist beiderseits unter den Ärmeln mit einem breiten Streifen harter, gelb-gefärbter Stickerei garniert.

Ich notiere als einen allgemeinen Zug, der mir auffällt, die Rückkehr zum garnierten Kleide und das Verlassen des einfachen Tailleur-Kostüms. Mein Kredo ist: die Foulard-Roben werden diesen Sommer wieder hoch in Gunst stehen. Aber mit diesen Geweben wird man auch wieder zu den engpassierten Röcken zurückkehren und zu diesen Kleidern wieder die langen Mantel aus weicher Seide tragen, deren Formen ins Unendliche variieren. Einen solchen Mantel

bemerkte ich bereits: er ist sehr lang und ganz glatt geschnitten von moosgrüner Liberty, im Oberteil mit hart aufgelegter Silberfoulache besetzt. Höchst originell ist ein anderer von roter Liberty in Schalform, dessen lange, weite Ärmel ein richtiges Klügelpaar bilden. Ein silberner Eulenkopf dient als Schließe. Ich bemerkte auch, daß man für den Besuch der kleinen Theater oder für intime Diners Roben trägt, die den Hals freilassen. Die hoch hinaufsteigenden Zülltragen, die diesen Winter so beliebt waren, sind aufgegeben. Ich sah eine solche Dinerrobe aus grauer Seide in eng anliegender Prinzess-Form. Der Schluß des Kleides ist ganz unsichtbar. Man möchte wirklich glauben, es sei der Trägerin wie ein Futteral über den Kopf gezogen worden. Der Oberteil des Corsetts ist von Spitzen, gold und grau durcheinandergemischt, was einen außerordentlich glücklichen Effekt gibt. Ein altrosa Band umschlingt die Taille.

Will man die Hauptzüge des Sommermodenbildes zusammenfassen, so kann man sagen: die leichten Stoffe sind und bleiben Modestoffe ersten Ranges, auch für Tailleur-Kostüme. Alle Kleider, gleichviel ob gefaltet oder eng anliegend, werden für die Straße kurz getragen, meist Prinzess-Form mit langer Jacke oder Abendgote oder Mantel von demselben Stoff; das klassische

nüchternere „englische“ Tailleur-Kostüm ist fast verschwunden. Auch die einfacheren Kostüme dieses Genres werden heute garniert entweder mit Soutache oder mit bizarr geformten Knöpfen oder mit einer leichten, um den gestickten Kragen geschlungenen Stramante. Die Farben sind überaus schön kräftig, es scheint sich in dieser Beziehung ein völliger Umschwung des Geschmacks gegenüber dem vorigen Jahre abzuzeichnen.

Wir feiern wieder einmal eine Rückkehr zu einer alten Mode, nämlich zu den Farben von 1830. Die geschwungenen Nuancen, die den Kaiserin des achtzehnten Jahrhunderts zu entzückenden Schmuck und die im vorigen Jahr so reizvoll wirkten, danken zugunsten latter voller Röne ab, wie man sie im Jahr der Aufrevolution trug. Auch die Hute nähern sich den Moden des Bürgerkönigtums. Sowohl die Glaciers als die Baguettadern biegen sich zur großen, blumen-garnierten „Capeline“ mit breiten Bindbändern um. Ganz louisphilippisch sieht sich ein Hut von altem Stoff mit Korblümen und breiten rosa Bindbändern aus. Noch ein Schritt — und er ist schon im Werte — und wir kehren zum „Gabriollet“, zur „Aigle“ der Ursopomama zurück. Aber auch eine Tendenz zum feinen Savoytischen läßt sich konstatieren. Freilich, wenn die Sonne kommt, werden die großen Hüte doch Siegel bleiben. Unsere Modedamen sind zwar immer bereit, der Göttin jedes Opfer zu bringen, verbunden aber doch auch gern das Praktische mit dem Modernen, sobald es irgend angeht. Der Nutzen der breitrandigen Hüte für den Schutz des Leints ist eben unbestreitbar.

Ich gebe nachstehend die Beschreibung der diesen Artikel begleitenden Bilder.

1. Toilette für den Remplaz. Stoff dicker Luffor, der später in der wärmeren Jahreszeit durch leichte Tulle ersetzt werden kann. Jackett mit Blumen von irischer Spitze in hart aufgelegtem Relief dekoriert. (Modes Keffern.)

2. Robe Jaffon Dagobert. Das Corsetts bildet einen Kitzel von Silberspitzen. Gürtel mit bunten Cabochons. Rock von blauem Wollstoff. (Modes Tafel.)

3. Robe von Kaschmir mit Streifen von klein gefaltetem Stoff auf beiden Seiten. Das Modell ist aus mauvefarbenen Stoff, die Spitzen des Einfasses und der Ärmel Silber-tüll. (Modes Béchoff.)

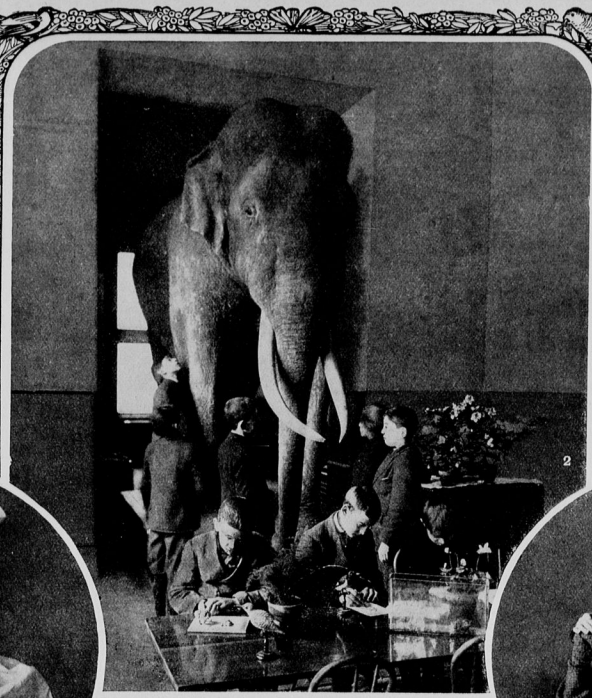


Frauen berühmter Männer: I. Mrs. Marconi mit ihrem Töchterchen.

Die Gattin Guglielmo Marconis, des Erfinders der drahtlosen Telegraphie, die sich vor 3 1/2 Jahren vermaßte, war unter ihrem Mädchennamen Beatrice C'Arini bereits eine gefeierte Schönheit Großbritanniens. Jünger leidenschaftlichen Sportliche verdanft sie eine blühende Gesundheit. Ulrich & Co. cop.

Totemismus in Kamerun.*

(Mit einer Abbildung auf dieser Seite.)
 Unter den Stämmen des Großflusses steht zweifellos heute noch der Totemismus in voller Blüte. Die einzelnen Gruppen — gewöhnlich ist es die Einwohnerschaft eines Dorfes — haben sich verschiedene Tiere ausgewählt, mit denen sie in einem engen Freundschaftsverhältnis zu stehen meinen. Es sind dies: die Flusspferde, Elefanten, Leoparden, Krokodile, Gorillas, Fische, Schlangen; sämtlich Tiere, die entweder sehr stark sind, oder die sich leicht im Wasser und Dickicht verbergen können. Dieses Verbergenkönnen ist unbedingtes Erfordernis, weil das Totentier dazu ausersehen ist, als Helfer oder Freund dem Feinde heimlicherweise Schaden zuzufügen. Meiner Ansicht nach läuft der Totemismus hier auf Dualismus hinaus. Der Mensch kann sich nicht nur in ein Flusspferd verwandeln und in seiner Doppelgestalt sich unsichtbar machen, um seinen



Anschauungs-Unterricht in New Yorker Schulen.
 1. Mädchen mit einer Schlange.
 2. Elefant. 3. Knaben studieren die Bewegungen von Schildkröte, Kröte und Ottern.



Es war mir im Frühjahr 1907 vergönnt, eine Herde von zwölf bis fünfzehn heiligen Flusspferden zu wiederholten Malen zu beobachten, mit denen die Bewohner eines kleinen Dorfes in einem wirklich rührend freundschaftlichen Verkehr standen. Da mir der Häuptling den Hain und den Bach, in dem die Herde sich ständig aufhält und ein geradezu paradiesisches Leben führt, nur unter der Bedingung gezeigt hat, daß ich kein Tier töte und auch keinem Fremden den Verkehr verrate, so sei der Ort kurz mit X bezeichnet.
 Ich hatte die Angabe des Häuptlings, daß die Tiere, wenn ich das gewünschte Stundenlang in 20 Meter Entfernung vor unserem Beobachtungspunkt stehen blieben, für fünf übertrieben gehalten und daher beim ersten Besuch den photographischen Apparat gar nicht mitgenommen. Eine halbe Stunde vom Dorf entfernt kamen wir auf eine Plantagenfarm, und hier war das Häufel fast schon gelöst; die ganze Farm war durchzogen von 40 Zentimeter breiten Wegen,

Gegner zu überfallen, sondern er kann die zweite Hälfte seiner Seele in der Gestalt eines wirklichen Flusspferdes beliebig gegen Widerlager in Bewegung setzen. Der Mann Njan hat z. B. einen Streit mit Gabe, eine Vermittlung ist, weil Gabe sie zurückweist, ausgeschlossen. Da benutzt Njan die erste Gelegenheit, sobald Gabe eine Kanufahrt macht, sich zu rächen; er sagt seinem Totem-Krokodil Bescheid, und dieses wirft das Kanu um. Die Wäre des Gabe fällt ins Wasser, unter Umständen muß Gabe ertrinken.
 Wenn Gm mit einer Ladung Gummi im Kanu fährt, und plötzlich ein Flusspferd das Kanu umwirft, so sagt er: „Gott möge den Mann treffen, der mir durch sein Flusspferd diesen Schaden zugefügt hat.“
 Man glaubt, daß in demselben Augenblick, in dem der Mensch stirbt, das zu ihm gehörige Totentier sterben muß und umgekehrt; daraus folgt, daß Totentiere nie geschossen werden dürfen. Die Kenntnis dieser ethnographischen Eigentümlichkeit ist auch für den Verwaltungsbeamten von großer Wichtigkeit. Kurz nach meiner Ankunft in Dffingine (1904) versuchte ich mit zwei benachbarten Häuptlingen, die je fünf Minuten ober- und unterhalb der Station am Fluß wohnten, einen Vertrag für regelmäßige Fischlieferungen zustande zu bringen. Die Leute erklärten zunächst, daß sie niemals Fische fingen, und später, daß es überhaupt fast gar keine Fische im Fluß gäbe. Ich ließ ein Vierteljahr verstreichen und fing während dieser Zeit die für unseren Bedarf nötigen Fische selbst. Bei genauem Nachforschen stellte sich dann heraus, daß die Fische in beiden Orten Totentiere waren, daher nicht gefangen werden durften. Die Weigerung der Häuptlinge, die man leicht als Trost oder gar als Unbotmäßigkeit hätte ansehen können, war also erklärlich.

den gewöhnlichen Elefanten unterscheiden. Es wurde mir folgendes geantwortet: „Ist ein Jäger, der Mitglied des Elefanten-Totemklaub ist, seinen eigenen Elefanten, so erkennen sich Jäger und Tier selbst, beide gehen einfach ihren Weg weiter. Verwundet ein Jäger einen Personen-Elefanten, so wird die zugehörige Person krank, deren Schuppapaton das Tier ist. Der Fall kann aber eigentlich nur eintreten, wenn er vor Eintritt der Jagd dem in jedem Ort aufgestellten Elefanten-Festisch nicht geopfert hat. Wenn der Mann geopfert hat, so gibt sich der ihm begegnende Personen-Elefant angeblich dadurch sofort zu erkennen, daß er einen Vorderfuß erhebt und vor das Gesicht hält; das ist das Zeichen für den Jäger, daß er nicht schießen darf. Das Opfer wird aus dem Grunde fast nie unterlassen, weil man beobachtet haben will, daß stets nur der Eingeborene von einem Elefanten getötet worden ist, der nicht geopfert hatte.“
 Dieser Totenglaube dürfte wohl heutzutage kaum an einem Platze der Welt so ausgeprägt sein, wie gerade am oberen Großfluß, und zwar soweit er im Dffingine-Bezirk und stromab davon im englischen Nachbarbezirk Ikom fließt.

die nicht von Menschen, sondern lediglich von den Flusspferden ausgetreten waren; man läßt hier, seit Urzeiten anscheinend, die Tiere gänzlich unbehelligt weiden und Pflanzen fressen, und da die jetzige und vorhergehende Generation sicher kein einziges Tier weder in der Farm noch im Bach geschossen oder verpeut hat, so ist es erklärlich, daß die Herde die Scheu vor den Menschen noch nicht kennt. Als wir durch die Farm markiert waren, gelangten wir an einen ca. 30 Meter breiten Bach und ließen uns auf einer Sandbank nieder. Der Morgennebel lag noch über dem Wasser, und die Sonnenstrahlen konnten noch nicht über die Urwaldbäume hinweg die Wasseroberfläche treffen. Der Häuptling erklärte, daß seine Gesellschaft noch schlummere und erst, wenn die Sonne den Nebel zerstreut habe, aufwache. Er bat mich aber immerhin schon jetzt die Vogelfinte, die mein Diener trug, im Busch zu verstecken; er meinte, seine Tiere könnten das Gewehr vielleicht doch erblicken und, weil sie noch keinen Reissen gesehen, Angst bekommen. Um 9 Uhr etwa machte uns der Häuptling auf einen Wasserfall aufmerksam, der in der Entfernung aus dem Bach emporströmte; das sei das Zeichen, daß die Tiere aus dem Schlafe erwachten. Er stand auf und rief mit lauter Stimme: „Báránga, báránga! Tufam mahara awa nga akion amange. Kommt, kommt herbei! Häuptling weißer kommt hierher und will euch sehen.“
 Da die Tiere nun tatsächlich dem Rufe folgten oder zufällig auf unseren Platz zugeschwommen kamen, konnte ich bei diesem ersten Besuche nicht entscheiden; jedenfalls bauerte es nur eine Viertelstunde, bis zwölf Stück in einer Entfernung von ca. 30 bis 40 Meter in der Mitte des Baches vor uns halt machten und ca. eine Stunde lang an dieser Stelle herumspielten. Um die Herde tummelte sich eine große Menge weilsartiger Fische, die an dem fetten Nacken der Tiere öfters zum Vorschein kamen. Nicht über der Wasseroberfläche saßen Lappentiere im Kreis umher, die sich, solange ein Tier über dem Wasser blieb, auf dessen Kopf niederließen, anscheinend um kleine Wassertiere aufzuspüren.
 Absichtlich wählte ich am nächsten Tage, an dem ich zwei Dutzend photographische Aufnahmen in 20 Meter Entfernung machen konnte, eine andere Sandbank; auch an diese kamen die Tiere auf Zuruf heran. Als die Aufnahmen beendet waren, zogen wir am Ufer entlang stromab.

Da die Bewohner der Dörfer, bei denen der Elefant Totentier ist, keineswegs von der Elefantenjagd Abstand nehmen, so lag die Frage nahe, wie sich äußerlich die Elefanten, die eine halbe Menschenseele in sich haben sollen, von



Grabdenkmal eines Mboandem-Weibes in Keakaland.
 Siehe den Artikel auf dieser Seite.

* Eine der bedeutendsten Neuerscheinungen dieses Jahres auf dem Gebiet der Kolonialliteratur ist das Buch „Ethnologische Vier Jahre unter den Großflüssen Kameruns“ von Dr. Alfred Maschke. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Wir bringen aus dieser in jeder Beziehung außerordentlichen Arbeit im folgenden einen Abschnitt, der den bei den Großflüssen besonders stark entwickelten Totemismus zum Gegenstand hat.

Die Form der Glatze.

Von Dr. A. Pohl.

Bestimmlich läßt die gütige Natur dem Armen, den sie vorzeitig des Haarschmuckes beraubt, einen gewissen Restbestand an den Schläfen und dem Hinterkopf, einen Kranz, der von verschwindender Pracht zeugt und den er bis an sein Lebensende bewahren und mit besonderer Liebe pflegen kann. Woher es kommt, daß dieser vom Standpunkte der Gesundheit wie der Aesthetik keineswegs gleichgültige Rest erhalten bleibt, und daß die zum Haarverlust führenden Veränderungen der Haut nicht auf dem ganzen Kopf Platz greifen, dafür hatte man lange keine befriedigende Erklärung. Es fragte sich, welches die Ursachen der Kahlheit überhaupt sind; dann konnte man ermitteln, warum sie hauptsächlich den oberen Teil des Kopfes treffen. Die Hütte, denen man gern die Entstehung und Form der Glatze zugeschrieben hätte, sind mit großer Uebertreibung angelegt worden; sie sitzen viel zu kurze Zeit auf unserem Haupte, um eine so einschneidende Wirkung wie die Verfümmerung der Haarbälge auszuüben. Auch stimmt die Kahlheitsgrenze durchaus nicht mit dem Gutande überein.

Die richtige Erklärung hat der verstorbene Dr. A. Pohl gegeben. Es ist die folgende: Das Schädeldach des Menschen ist unter der Haut von einer besonderen Schutzlappe, einem dünnen, aber sehr festen, sehnigen Ueberzug bekleidet, den die Anatomen „Peln“ (Galea) genannt haben, und der die Stirn- und Schläfenmuskeln mit den Hinterkopfmuskeln verbindet. Pohls anatomische Untersuchungen ergaben nun, daß die gewöhnliche Glatze jedesmal ein genaues Abbild dieser unter ihr liegenden sehnigen Kappe ist. Damit war der Hinweis auf die wahre Natur des dem Haarverlust zugrunde liegenden Prozesses, welcher viel komplizierter ist, als man annahm, gegeben. Die kahlwerdende Kopfhaut erfährt nämlich — anfangs überall gleichmäßig — eine allmähliche Verhärtung und

Pariser Frühjahrsmoden

Siehe den Artikel auf Seite 1.



Verdünnung, und zwar unter ganz anderen als den hypothetischen, oben angeführten Ursachen. In diesem ersten Stadium werden die Haare nur kürzer, aber nicht dünner — ein Grund, weshalb der beginnende Haarschwund meist nur bei Frauen bemerkt wird. Der Vorgang der Verhärtung findet nun an der unter der Haut ausgepannten Galea einen besonders günstigen Boden, eine Art anatomischer Disposition, die ihn zu weit höheren Graden gedeihen läßt, als der weicher gepolierte Haarboden an den Handpartien; so kommt es auf der Höhe des Kopfes zum zweiten Stadium, bei welchem die Haare auch dünner werden bis zum nur noch mit der Lupe sichtbaren kurzen Flaumhaar, dem Haarbestand der sogenannten „vollständigen Kahlheit“, während an den Handpartien der Prozeß nicht über das erste Stadium hinausgeht. Dieser Zusammenhang erklärt auch, warum Frauen viel seltener kahl werden als Männer: die Natur hat den „Peln“ des Mannes gesiegenderweise viel derber und fester gearbeitet, als den der Frau. Man kann sich hiervon am lebenden Menschen überzeugen; die Kopfhaut bei einer Frau ist im allgemeinen weicher, mehr verlässlich und weniger stark an die Kopfknochen angelehnt als beim Manne. Wir haben in einer besonderen Schrift über das Haar und seine Krankheiten an der Hand genauer Tabellen hierüber Näheres mitgeteilt.

Die für die größere Dauerhaftigkeit des weiblichen Haares gegenüber dem männlichen oft angeführten Ursachen: die verschiedene Haartracht und Kopfbedeckung, die verschiedenen Lebensmoderitäten, insbesondere das größere Maßhalten in den Leidenenschaften und im Gebrauch von Heilmitteln, alle diese Umstände sind gewiß nicht ohne Belang; aber sie treten, wie aus dem Vorstehenden ersichtlich ist, doch sehr zurück hinter der physischen Geschlechtsdifferenz. Was nun den Schaden betrifft, den der Mann von der Beschaffenheit seiner Galea erleidet, so geht



1. Rennplatztoilette aus Tussor mit irischen Spitzen.
2. Kürass-Korsage aus bunten Silberspitzen.



3. Robe von klein gefältelem Stoff aus mauvefarbenem Kaschmir.

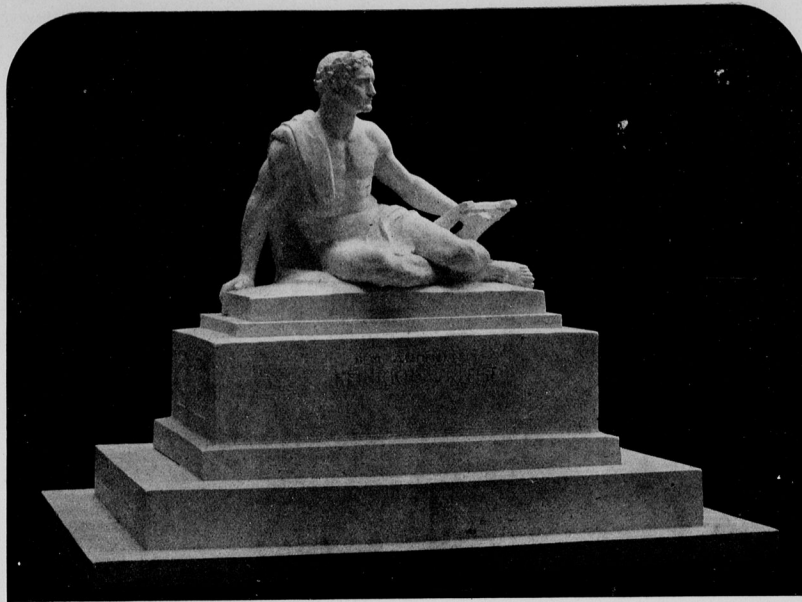
Aufnahmen von Filiz-Paris.

es hier wie oft in der Natur: eine sehr zweckmäßige Anlage, wie die Schutzklappe über unserem Schädeldach, kann unter abnormen Verhältnissen sich auch einmal nachteilig erweisen.

Dies und Jenes.

Die Franzosen als Raucher.
Der Bericht der französischen Tabakregie gibt einen interessanten Ueberblick über den Tabakkonsum der Franzosen. In dem vergangenen Jahre wurden in Frankreich nicht weniger als 400 Millionen für Tabak ausgegeben. Der Reingewinn der Monopolverwaltung ist außerordentlich hoch, rund 310 Millionen Mark. Auf den Kopf der Bevölkerung in Frankreich entfällt eine Ausgabe für Tabak von 10,50 Mark, von denen etwa 9,60 Mark in die Staatskasse fließen. Der Zigarettenverbrauch im Jahre 1907 erreichte die ansehnliche Höhe von 60 Millionen Mark. Der Umsatz an Zigaretten betrug 596 Millionen Stück.

Eine Schalmeyen-Kapelle.
In Caravaggio, einem anmutigen Ort in der Nähe von Bergamo, hat sich eine originelle Kapelle gebildet. Es handelt sich um eine Anzahl von Schalmeyenbläsern (Zampognari), die mit einer ganzen Reihe von Instrumenten der verschiedensten Größen und Tonalitäten aus-



Gottlieb Elsters Heinrich von Kleist-Denkmal für Frankfurt a. O., die Vaterstadt des Dichters.
Auf dem vielstufigen breiten Unterbau lagert die Gestalt eines Genius, der mit der linken Hand die Feder hält. Die Gestalt ist in anderthalbmaliger Lebensgröße und in Bronze gegossen und der Unterbau in hellem Granit. Die vordere breite Fläche trägt die Inschrift: „Dem Andenken Heinrichs von Kleist.“ Für die schmälsten Flächen und die Rückseite sind als dekorativer Schmuck Bronzeerleis bestimmt, die Darstellungen aus den Schöpfungen des Dichters enthalten werden. Als Platz ist der „Park“ ausgedacht, ein ehemaliger Friedhof mit alten Grabmälern, unter denen sich auch das des Dichters Erwald v. Kleist befindet.

gerichtet sind und so ein richtiges Orchester bilden, bei dem die Melodie- und Begleitinstrumente geteilt sind. Zur Verstärkung der Wirkung werden Tamburins und Schalbecken gebraucht. Durch das Zusammenwirken der verschiedenen Töne der Zampogne, unter denen einige von ganz gewaltiger Größe sind, ergibt sich ein hoher, kräftiger harmonischer Ton, wie von einer Menge von Flöten. Die Musikstücke, die von dieser eigenartigen Kapelle zum Vortrag gebracht werden, sind Hirtensieder, Tanzweisen und Marschgesänge, die einen seltenen einschmeichelnden Reiz ausüben. Das Orchester hat kürzlich mehrere Konzerte in Vienza gegeben und einen großen Erfolg errungen.

Floty v. Raubach.
In Nr. 22 unseres Blattes findet sich unter dem Bilde einer Varietätstänzerin der Name „Frau Floty v. Raubach“ und darunter die Bemerkung, daß die Dame mit den beiden gleichnamigen Künstlerfamilien verwandt sei. Zu dieser Angabe wird uns mitgeteilt, daß die Dame mit der bekannten Künstlerfamilie Floty nicht verwandt ist.

Der bestrafte Kuh.
Die bekannte russische Schaudpielactin Frau Treffloff ist zu zehn Rubel Strafe verurteilt worden, weil sie im Straßenbahnwagen — ihrer Mutter einen Kuh gegeben hat. Es scheint, daß in Rußland jede Zärtlichkeit auf der Straße streng geahndet wird.



Fürst Karl Günther von Schwarzburg-Sondershausen
starb kürzlich im Alter von neunundsiebzig Jahren.

RAETSEL

Apfelsträufel.

Ob einen Teil des Hauses ihr wißt, — In dem nach-einander enthalten ist: — Ein Fluß, der in die Saale geht, — Ein Wort, das ihr oben und unten seht, — Eine Dichtungsart, einst viel verwandt, — Ein Befehl, zu brauchen den Verstand, — Ein Gerät für täglichen Gebrauch, — Ein Raum und eine Körperlichkeit auch, — Ein armes Weib, das dienen muß, — Eine Frucht, ein Vogel und auch ein Fluß.

Somonym.

Ein jeder tut es mit Vorhang und Uhr,
Mit Bildern der Photograph meist nur,
Und selber tut es die Wache.
Wenn aber mit dir es einer macht,
Dann sei auf der Hut, dann nimm dich in acht,
Dann ist dich niemand verläche!
H. M.

Scherz-Gegenüberantwortgramm.

Das erste zu ergänzende Wort stellt dem Gegenteil zum zweiten dar.
Mit — Stimme verächtliche der Verdächtige immer wieder, daß seine Absichten durchaus — seien! M. R.

Dechiffrier-Aufgabe.

Ruwuyhingkw.
Vghuhli tk tyu Bkhu ekg ruyb Pynvua,
Xqhi tk mneyw ekg wuige;
Wuyhi ket Zkehi, qkv yxgb xduzhue Myevua,
Bkhu qaua Buexxue qe. Wduxu.

Rätsel.

Zu spät — das Unheil war geschehen;
Da holt er schnell nach das Versehen;
Denn aus dem Wort mit a zu ziehen sich geschieht,
Ist durch das Wort mit a noch einmal ihm gegliedert.
Dr. F. M. S.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Rätsel. B — Rauchbarkeit. **Dechiffrier-Rätsel.** Tante, Niese, Horn, Ullm, Sohle, Geber, Hammer, Angel, Linna, Wagen, Gel, Maus, Frau, Ich a u, w em, Segenstüb, Dheilo.
Rätsel. Schmitz, Witz, **Rätsel.** Totemach — Hamlet.
Rätsel. Größe — Gerte. **Rätsel.** Kehltopf, Kahltopf, Kahltopf, **Rätsel.** Die Kaleschen. **Rätsel.** Probierglas — Bierglas. **Scherzfrage.** In den Geflüten.

Richtige Lösungen: Hanna Bergemann, Breslau; Ase Adel, Wuppahd; Rudolf Gantlein, Neumarkt a. O.; Wera Heise, Mostar; Gharl. Gohr, Schwerin a. W.; Gertr. Gellhar, Halensee; Richard Berg, Tansig; Frau M. Heise, Steglitz; Frieda Heist, Wandenburg; Joachim Venn, Friedebau; G. Gildentien, München; Lou Joachim.

Charlotte Megeberg, Kurt Weiser, Ede Hochler, Et. Wiener, Meta und Betty Sommerfeld, Agnes Vieber, Albertine Kamm, Lotte Siepmann, Felix Oppenheimer, Hedwig Hühlig, Alice Reichenbach, Adele Breslauer, Theodor Breslauer, Friedr. Maxini, Georg Ruckwilt, Selmut Gahen, Toni Salomon, Isabella Neubauer, Helene Tzschler, Catherine Judd, A. Lipschitz, sämtlich in Berlin.



Fürst Günther von Schwarzburg-Rudolstadt,
der Nachfolger des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen.
Richard v. Lindner, Berlin.



Die Schlafkänzerin Magdeline G.

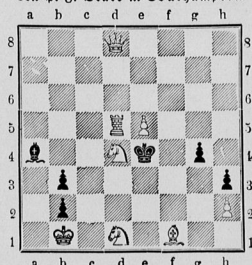
die, in Hypnose versetzt, vorgetragene Dichtungen mimisch illustriert und zu Musikstücken Tänze improvisiert, erregte kürzlich im Berliner Kammertheater große Aufsehen.

SCHACH

Redigiert von J. Wiese.

Aufgabe Nr. 171.

Von P. S. Blake in Southampton.



Weiß zieht an und setzt in drei Zügen matt.

Alle Rechte auf sämtliche Artikel und Bilder sowie den gesamten heutigen Inhalt vorbehalten.
Verantwortlicher Redakteur: Max Bauer in Berlin-Schöneberg.

Druck und Verlag von Rudolf Wroffe in Berlin.
Alle Einladungen und Zuschriften sind zu richten:
An die Redaktion des „Welt-Spiegel“,
Berlin SW. 19.



Die maurische Schlangentänzerin Yaka-Ishad

ist eine Araberin, die mit ihren interessanten Tänzen, zu denen sie lebende Schlangen verwendet, auf den Varietés-Bühnen sensationell erregt. Sie tritt zurzeit im Berliner Passage-Theater auf.